

Zur Nationalen Kunstaussstellung in Genf

Autor(en): **Fischer, Marcel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **26 (1946-1947)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Nationalen Kunstaussstellung in Genf

Von Marcel Fischer

Zum 21. Mal haben es das Departement des Innern und die schweizerischen Künstler unternommen, das in den letzten Jahrzehnten immer unlösbarer gewordene Problem einer Nationalen Kunstaussstellung zu meistern. Wenn es im Jahre 1890 mit einer Ausstellung, die 403 Werke von 235 Urhebern umfaßte, noch möglich war, alle irgendwie bemerkenswerten Künstler der Schweiz zu Worte kommen zu lassen und damit ein zutreffendes Bild unseres Kunstschaßens zu geben, so sieht man sich heute rund 1400 Einsendern mit 2288 Arbeiten gegenüber. In etwas mehr als einem halben Jahrhundert hat sich also die schweizerische Künstlerschaft um das Sechsfache — wenn man die vielen, die nicht eingesandt haben, mitrechnet, wohl sogar um das Zehnfache — vermehrt, während die Gesamtbevölkerung des Landes im selben Zeitraum nur um einen Drittel gewachsen ist. So wären wir denn auf dem besten Wege, ein Volk von Künstlern zu werden, vielleicht dazu berufen, im Kunstschaffen eines auferstehenden Europa die Führung zu übernehmen! ... vorausgesetzt allerdings, daß sich mit der Zahl auch Ursprünglichkeit und hohe Qualität verbänden.

Die letzte «Nationale» von 1941 in Luzern war ein ermüdendes Nebeneinander von Einzelwerken unterschiedlichster Art und Güte. Gegenüber jenem Tiefstand zeigt die gegenwärtige Ausstellung — als das Ergebnis ernsthafter Überlegungen der Eidgenössischen Kunstkommission und redlicher Bemühungen des Ausstellungssekretärs — eine erfreuliche Verbesserung der Gesamthaltung; doch verbietet sich auch diesmal, ihrer großen Zahl wegen, jede eingehende Besprechung der Werke. Die Schau ist auf zwei Museen verteilt und übersichtlich gegliedert. In der Anordnung der Bilder sind im allgemeinen gute Gruppierungen und gebundene Farbenwirkungen zu verzeichnen. Vor allem aber steht die «Nationale 1946», so besonders die Abteilung der Plastik, künstlerisch auf einem entschieden höheren Stande. In Abweichung von den bisherigen Regeln wurde das gehobene Niveau durch eine grundsätzlich andere Zusammenstellung der Schau künstlich und nicht ohne Härten erzwungen. Das Ausstellungsgut umfaßt nämlich nur zur Hälfte jurierte Werke, zur andern aber Arbeiten von nicht weniger als 84 Künstlern, die von der Kunstkommission zur juryfreien Ausstellung von je 2—5 Werken eingeladen worden sind, während von 2288 Einsendungen von der Jury nur 320 zugelassen wurden. Die Werkgruppen jener Eingeladenen — unter denen sich leider keineswegs nur echte und bedeutende Talente finden — verleihen dem Gesicht der Ausstellung einige feste Züge, die dem Ge-

samtaspekt wohl tun. Dennoch bleibt dieser Gesamteindruck, als die Frucht verschiedener Kompromisse, ohne entscheidende Profilierung und in qualitativer Hinsicht immer noch schillernd und unbefriedigend. Somit hat auch die jüngste Nationalausstellung das Problem nicht endgültig gelöst. Dann hat sich, wie leider zu erwarten war, jene welsche Presse, die grundsätzlich bei jeder Gelegenheit in «Malaise» macht, und damit zwischen unseren französischsprechenden Miteidgenossen und uns böswillig einen Graben aufreißt, auch der «Nationalen 1946» bemächtigt, an der die westschweizerischen Künstler, vorab die Genfer, von den Deutschschweizern schändlich unterdrückt worden sein sollen. Dazu ist auf Grund der Sprachenstatistik sachlich festzustellen: Unser Volk ist zu 71 % deutscher, zu 21,5 % französischer und zu 6,25 % italienischer Zunge. Gegenüber dem sich daraus ergebenden «Verteiler» sind, wie das Ausstellerverzeichnis erkennen läßt, nicht weniger als 33 Westschweizer und 7 Südschweizer *über den vollen prozentualen Anspruch hinaus* zur Ausstellung zugelassen worden, während die deutsche Schweiz um 39 Künstler hinter ihrem legitimen Anspruch zurückgeblieben ist. Dies mögen die unverantwortlichen Hetzer zur Kenntnis nehmen!

Der Versuch, die Ursachen des qualitativ Unbefriedigenden der «Nationalen» zu ergründen, führt uns zu folgenden Feststellungen:

Im Gegensatz zu früheren Zeiten, in denen sich die künstlerisch Begabten meist gegen den Willen der Eltern und der Umwelt und in harter Schule entwickeln und durchsetzen mußten, haben in den letzten fünfzig Jahren der falsch verstandene Individualismus, der Wohlstand des Landes und die immer weitere Berufe erfassenden korporativen und sozialen Institutionen, auf dem Gebiete der Kunst nachgerade ungesunde Verhältnisse heraufbeschworen. Vom Kindergarten bis in die Kunstgewerbe- und Mittelschulen werden Jahr um Jahr kleine und kleinste Talente in Massen geweckt, bestaunt, verzogen und, ehe sie sich im Leben und in der Kunst halbwegs zurechtgefunden haben, zu Künstlern gestempelt. In bunten Wahnvorstellungen von einem «freien», genial-erfolgreichen Leben schlittern Hunderte von jungen Menschen, unter Umgehung eines festen Broterwerbes wie auch einer folgerichtigen Fachausbildung, in die Künstlerlaufbahn, anstatt ihre Neigung zu bildender Gestaltung als bescheidene und glückliche Dilettanten auszuleben, die wissen, an welchen Platz sie hingehören. Die Zahl derer, die sich kritiklos Künstlertum einbilden und völlig zu Unrecht und vor allem zu früh das Konzertpodium betreten oder Ausstellungen beschicken und unverfroren öffentliche Aufträge und Unterstützung heischen, hat in den letzten Jahrzehnten bedauerlich zugenommen. Im verkrampften Bemühen um Anerkennung um jeden Preis werden solche Kunstjünger bald zum Gebrauch falscher Mittel verleitet, indem sie Formen- und

Farbenspektakel mit Erlebnistiefe und das Ausgefallene und Herausfordernde mit Genialität verwechseln. Die Künstlerverbände bilden einen lobenswerten, aber nur teilweisen Schutz gegen diese Halb- und Pseudokünstler, die immer wieder auch in Korporationen Eingang finden, weil die Künstler selber im Urteil über ihresgleichen einseitig sind.

Soll man es bei solcher Sachlage aufgeben, um eine Grenzziehung zwischen ursprünglicher, wirklicher und vermeintlicher Kunst zu kämpfen? Vorsichtige Schätzungen ergeben, daß man bei einer juryfreien Ausstellung, wie sie von den Scharen der Zurückgewiesenen stürmisch verlangt wird — weil alle dem Bunde Steuern zahlen! — mit 5000 Einsendungen rechnen müßte. Zur Aufnahme eines derartigen «Kunstanfalls» könnten nur noch die Gebäude der Basler Mustermesse Raum bieten. Eine solche, sicher qualitätarme Monstre-Ausstellung würde nicht nur die Fassungskraft des trainiertesten Besuchers übersteigen, sie würde, was weit schlimmer ist, im ganzen Volke zu einer weiteren verhängnisvollen Verwässerung des Begriffes Kunst führen.

Darum muß auch für die Gestaltung einer kommenden «Nationalen» unerbittlich an den beiden grundlegenden Forderungen festgehalten werden: *zahlenmäßige Beschränkung* und *kritische Auslese*. Sodann ist zu entscheiden, ob die Ausstellung aus Einzelwerken oder aus Werkgruppen gebildet werden soll. Die Bedingung, daß ein Künstler zweimal an der «Nationalen» ausgestellt haben muß, um in die GSMBA aufgenommen zu werden, ist jetzt aufgehoben, sodaß für viele ein wichtiger Beweggrund für die Beschickung unseres Salon wegfallen kann. Im Grunde genommen bedeutet die Beteiligung mit ein bis zwei Werken in einer solchen Menge von Ausstellern nicht allzuviel. Für die Arrivierten ist es die xte Gelegenheit, die Visitenkarte abzugeben, — oft eine reichlich abgegriffene; für die Anfänger wohl vor allem die Befriedigung einer gewissen Eitelkeit oder die Spekulation auf einen Verkauf. Der weitverbreitete Mangel an Formatsinn und der sture Wille, der eigenen Arbeit ein Höchstmaß an Beachtung zu sichern, führen zu den unrühmlichen Ausstellungsformaten — sperrigen Werken mit Reklamecharakter —, die ihr kommerzielles Äquivalent in schamlosen Preisen haben. Gegenüber solchen die natürlichen Grenzen der spezifischen Eigenart aufdringlich überschreitenden Machwerken wären der Jury ein noch schärferes Auge und eine stärkere Hand zu wünschen.

Der Menge des Anmaßenden, des Harmlosen und des Dummen, die sich in einer großen Ausstellung von Einzelwerken zum Schaden des wirklich Wertvollen zusammendrängt, ist eine Schau von sorgfältig ausgewählten, für den Künstler charakteristischen *Werkgruppen* vorzuziehen. Schon die Forderung, eine solche Kollektion vorzuweisen, muß selektiv wirken, da nur bedeutende, aus dem Vollen

schöpfende Künstler sie zu erfüllen vermögen. Im Sinne einer vernünftigen Verkleinerung und qualitativen Verbesserung der «Nationalen» müßte ein Aufbau aus bedeutsamen Werkgruppen einer Anzahl ausgewählter Künstler angestrebt werden. Dazu aber sollten die Ausstellungsbedingungen geändert und so gefaßt werden, daß ein Künstler nur in erheblichen Zeitabständen und in seinem Leben höchstens etwa dreimal mit Werkgruppen an der National-Ausstellung auftreten dürfte. Wenn zu dieser Schau alle fünf Jahre an Stelle von 350 von der Jury zugelassenen, jedesmal nur 30—50 Künstler eingeladen würden, hätte, theoretisch gesehen, jeder dieser vielen Meister in seinem schätzungsweise 40 Jahre dauernden Künstlerdasein die Möglichkeit, einmal mit einer großen, vielsagenden Werkgruppe vor die schweizerische Öffentlichkeit zu treten. Weder regionalpolitische noch gewerkschaftliche Forderungen dürften den Ausstellungsgedanken beeinträchtigen; einzig das künstlerische Format der Persönlichkeit müßte maßgebend sein. Darum sollte für die Festsetzung der Einzuladenden die Kunstkommission vielleicht doch zweckmäßig erweitert werden. Es wäre einer objektiveren Übersicht über das Kunstschaffen, besonders auch der nichtinkorporierten Talente nur dienlich, wenn jene Kreise, die sich ebenso berufsmäßig und leidenschaftlich wie die Künstler mit Kunst befassen, in vermehrtem Maße zur Mitwirkung herangezogen würden. Wir verfügen heute über eine ansehnliche Zahl von Kunsthistorikern, Sammlern und achtbaren Kunsthändlern, wie auch von Kunstrezensenten, die schon durch Taten den Beweis erbracht haben, daß es ihnen bei aller kritischen Einstellung mit ihrem Bemühen um Verständnis und Förderung der lebenden Künstler ernst ist. Ohne unfehlbar sein zu wollen, dürften diese Zuzüger, die nicht als «bloße Laien» abgetan werden können, doch in mancher Hinsicht unbefangener, aber nicht schlechter urteilen als die Künstler selbst, die naturgemäß stark von Sympathien, Abneigungen und von momentanen Strömungen bewegt sind. In einer Ausstellung von Kollektionen wäre dem Bund auch eine bessere Ankaufsmöglichkeit von Werkgruppen geboten, die das Wesen der Künstler ausreichend dokumentieren. Die nichtssagenden, in ihrer Auswirkung oft zweifelhaften Ermunterungsankäufe einzelner, zufällig einmal gut geratener Werke unbedeutender Urheber würden unterbleiben. Dafür wären Stipendien und Aufmunterungsbeiträge bei anderen Gelegenheiten an den Einzelnen reichlicher auszuschütten.

Sollte eine solche Lösung der Ausstellungsfrage nicht beliebt, wäre das komplexe Problem mittelbar zu bewältigen. Die Jury müßte noch umsichtiger und strenger walten. Es dürfte einfach nicht mehr möglich werden, daß, wie heuer, üble Kitschfabrikanten Machwerke in geheimnisvollem «Spezialverfahren» zu frevelhaften Preisen anbieten oder ungestaltete Steine echten Skulpturen den Platz weg-

stehlen. Die Sanierung der «Nationalen» muß nicht so sehr bei der gewiß ehrlich und ohne Dank arbeitenden Jury, als bei dem einzelnen Künstler ihren Anfang nehmen. Hunderten von Ausstellungssüchtigen, die am falschen Ort um die Palme ringen, tut eine kräftige Dosis Selbstkritik und Bescheidenheit bitter not; jenen satten Arrivierten aber, die wähnen, jede Ausstellung wenn auch nur mit Ladenhütern mitmachen und beherrschen zu müssen, möge eine unwiderstehliche Nächstenliebe das eigensüchtige Herz erweichen, auf daß sich ihrem Können die Zurückhaltung und die kollegiale Weitherzigkeit zugesellen, die erst den wahrhaft großen Künstler und Menschen ausmachen.

Winston Churchill

Der Zufall will, daß diese Zeilen geschrieben werden im Augenblick, da Winston Churchill in der Schweiz weilt und beim Besuch unseres Landes überall mit einer spontanen Begeisterung empfangen und von den Vertretern unseres Landes als eine Persönlichkeit gefeiert wird, die nicht nur England, sondern auch uns zugehört. Dabei denken wir wohl alle an den Churchill, dem im Frühjahr 1940, an jenem 10. Mai die Führung Großbritanniens übertragen wurde, als Hitler den Überfall auf Holland, Belgien und Luxemburg in Szene setzte.

Als sich Churchill drei Tage darauf mit der von ihm gebildeten Koalitionsregierung dem Parlament vorstellte, hielt er eine ganz kurze Ansprache, in der er sich bei seinen Ministerkollegen entschuldigte, wenn er angesichts der Umstände nicht alle zeremoniellen Formen gewahrt habe, und er fügte bei: "I would say to the House, as I said to those who have joined this Government: 'I have nothing to offer but blood, toil, tears and sweat'". Und er schloß die Ansprache: "Come then, let us go forward together with our united strength". Vier Monate darauf kam — nachdem Frankreich schon gefallen war und sich ergeben hatte — Britanniens Probe, jene Probe, die der Wendepunkt des Krieges war. Diese Wochen und Monate waren für Schweizer und Briten eine Zeit intensivsten gemeinsamen Erlebens. Seither zählen wir Britanniens gewaltigen Staatsmann zu den großen Europäern.

Was für ein Mann und Charakter nun eigentlich dieser Churchill ist, das abzuklären ist die Absicht, die *Knut Hagberg* mit seinem «*Winston Churchill*» verfolgt¹⁾, darüber möchte auch *Guy Eden* in

¹⁾ Knut Hagberg: Winston Churchill. Eine Biographie. Bermann-Fischer, Stockholm 1945.